

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bögen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

# Dresdener Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, den 9. Februar.

1854.

Ihr habt ja niemals tiefes Weh empfunden,  
Und glaubt, wer leidet muß auch schuldig sein,

Ihr seht den Dulder mit der Stirn von Wunden  
Und wißt nicht, ob es Christus oder Cain.  
(Alfred Meißner.)

## Begegnungen.

Novelle

von

Luise Otto.

(Schluß.)

4.

**B**einah zürnte sich Luzie selbst, daß sie sogleich an Adalbert dachte, als der Name Werner genannt worden war. Das war ein ziemlich verbreiteter Name und zuverlässig war der neue Gutsbesitzer, nicht ihr Ritter aus dem Theater, nicht der neue Schriftsteller, nicht der Zuchthaussträfling. Dennoch waren seit dieser Nennung ihre Gedanken wieder mehr denn je bei ihm und ein geheimes, unausgesprochenes Gebet ihres Herzens seufzte: wenn er es doch wäre und das Geschick uns wieder hier einander in den Weg führte?

Sie fuhr auf das Schloß Altenstein. Kaum hatte sie sich in dem dortigen Gasthaus ein Zimmer geben lassen, um ein wenig ihre Toilette zu ordnen, als sie im Vorzimmer bekannte Stimmen hörte. Sie öffnete die Thür und zu gegenseitiger Ueberraschung begrüßte sie sich mit der Professorin und ihrem Gatten und noch einem befreundeten Paar desselben. Auch sie waren Bergnügungsfreisende — aber sie kamen daher, wohin Luzie erst wollte: von der Wartburg — und so konnte man

die Tour nicht vereinigen, aber doch jetzt ein paar Stunden zusammen zubringen. Man ging gemeinschaftlich in den Park. Am längsten und andächtigsten war das Verweilen an der romantischen Waldpartie, wo mitten um Felsen befestigt eine riesige Aeolsharfe ihre feierlichen Accorde orgelt — —

Auf einmal schrak Luzie zusammen und der Ausruf: „Werner“ entschlüpfte ihr — die Professorin sah auf — in der That, die hohe Gestalt Adalbert Werners stand vor ihr und grüßte ehrerbietig. Die Professorin maß ihn mit einem verächtlichen Blick und entfernte sich schnell ein paar Schritte weiter von ihm — Luzie sah ihn mit großen Augen prüfend an und grüßte erröthend — langsam ging er vorüber.

„Gott sei Dank,“ flüsterte die Professorin in Luziens Ohr, „daß der Mensch nicht unverschämt genug war uns anzureden — ich wüßte nicht, wie wir diese Bekanntschaft vor unsern Begleitern hätten motiviren sollen — es war schrecklich genug, daß er so bekannt uns grüßte.“

„Aber ich begreife Sie nicht,“ entgegnete Luzie, „seit wann sind denn die Frauen berufen, strenger zu richten als selbst das strengste Gesetz. Wenn er ein Unrecht gethan, so ist er dafür bestraft, hat gebüßt und wird es nicht wieder thun — warum sollen wir seine Annäherung weniger ertragen, weil er für ein Vergehen bestraft ist, als die von Mens-



schen, die sich wohl vergangen, aber noch keine Strafe dafür erhalten haben?"

„Nach dieser Ansicht“ antwortete die Professorin lachend, „leben wir unter lauter Spitzbuben — das ist eine von Ihren Paradoxen, Luzie!“

Luzie entgegnete: „da mögen Sie ganz Recht haben — mit den Spitzbuben nämlich — ich nehme dazu auch die Leute, vor denen die fremden Taschen und Schatullen sicher sind — aber nicht die fremden Namen und Gewissen.“

Zum Glück wurde dies Gespräch durch den Professor unterbrochen, der die Damen auf eine reizende Durchsicht aufmerksam machte. Beide Damen fühlten, daß sie durch solchen Streit einander nur die flüchtigen Stunden des Wiedersehens und den Genuß der Natur verbitterten und vermieden wieder darauf zurückzukommen.

Der einmal bestellte Wagen der beiden Ehepaare entführte diese bald nach der Rückkehr aus dem Park auch dieser Gegend. Man mußte schnellen Abschied von Luzien nehmen. Auch diese konnte nicht auf Altenstein bleiben, weil der Herzog da war und für seine Begleitung und ihre Pferde Zimmer und Ställe des Gasthauses in Anspruch genommen. Sie fuhr zurück in das Bad Liebenstein und hielt vor dem großen Hotel desselben. Es war noch nicht ganz Abend, aber die Sonne stand nahe am Untergange. Die Badegäste saßen zum großen Theil in Gruppen auf dem Sandplatz vor dem Hotel, beobachteten und belorgnetzten jetzt die Ankommende.

Ein wenig abenteuerlich sah sie allerdings aus, wie sie so ganz allein aus dem Wagen sprang. Ihre Locken quollen ausgegangen unter dem ungebundenen Strohhut hervor, der lichte Staubmantel über den himmelblau und weißen Kleid war zerknittert vom langen Fahren. Die schwarze Zeichenmappe unterm Arm und die kleine gestickte Reisetasche, die der Kellner verwundert als das einzige Gepäck einer Dame betrachtete, — dies alles paßte nicht recht zu der sonntäglich gepuhten und gesteihten Welt, deren beobachtenden Blicken sie jetzt ausgesetzt war. Indesß Luzie kümmerte sich um dies alles wenig — auf Reisen fühlte sie sich frei und leicht und konnte im Stillen alle Menschen verlachen, die sie unter conventionellen Formen fast erliegen sah — obwohl sie daheim sich auch nicht über dieselben hinwegsetzte. Hier aber that sie es. Sie kehrte bald wieder aus

dem verlangten Zimmer zurück und nahm an einem leeren Tische theetrinkend Platz.

Ein stattlicher Herr mit einem Orden im Knopfloch gesellte sich bald zu ihr und sprach über die landschaftliche Umgebung. Er schien darin sehr bekannt und sie hatte ihn darum nach manchem zu fragen, was er ausführlich und artig beantwortete. Sie konnte für ihre weiteren Touren manchen nützlichen Wink aus seinen Mittheilungen schöpfen. Seine ganze Unterhaltungsweise verrieth den Mann von Vornehmheit und Welt — zog sie aber nicht sonderlich an, dennoch war sie ihm für seine Notizen im Stillen dankbar. Er fragte sie auch, ob sie schon auf der Ruine Liebenstein gewesen? Sie verneinte. Er schilderte ihr die Partie äußerst interessant und daß die Promenade hinauf nur etwa eine Viertelstunde weit sei. — Der Abend war noch so schön, auch langweilte sie nun diese Unterhaltung und da die Partie nicht weiter war, beschloß sie dieselbe sogleich noch zu machen. Aber wie sie sich dazu anschickte, bot sich ihr der fremde Herr zum Führer an — sie konnte nichts dagegen einwenden und mußte seine Begleitung annehmen. — Aber sie wurde dadurch verstimmt und wortkarg. Sie gingen durch eine Allee, in der noch viele lustwandelten, bald aber ward der Weg, der durchs Gebüsch sich bergan schlängelte, einsamer und dunkler. Auf einem freien Punkt, wo eine Bank angebracht war, stand sie still und betrachtete durch ihren Tubus die Gegend, ihr Begleiter deutete ihr die verschiedenen Punkte und lud sie zum Sitzen ein. Sie lehnte das ab und ging weiter, eine innere Angst befiel sie plötzlich, kein Mensch begegnete ihnen mehr, der Weg ward immer düstrier, die Schleier des Abends begannen sich herabzusinken — es war ihr, als sei sie schon sehr weit gegangen und dennoch zeigte sich die Ruine nicht. Ihr Begleiter sprach jetzt weniger — aber seine Stimme wurde süßlich und sprach Schmeicheltworte, die sie zu überhören suchte. Man kam wieder an eine Bank dicht im Gebüsch. Er meinte das Steigen werde sie angreifen und lud sie ein hier zu ruhen — diesmal setzte sie sich — der Führer flößte ihr Zittern ein und sie nahm sich vor, nicht weiter mit ihm zu gehen — sie wollte sich auf einen Vorwand zur Umkehr besinnen.

Er setzte sich neben sie und sagte plötzlich schmelzend: „hier sind wir ganz allein und unge-



stört!“ — und zugleich fühlte Luzie, wie er seinen Arm um sie legen wollte, wie seine Hand schon ihre Taille berührte. —

Zornglühend sprang sie auf und sagte mit strafender Würde: „mein Herr! wir haben uns beide in einander getäuscht — jetzt darf ich Ihnen verbieten, mich zu begleiten!“ Stolz ging sie wieder auf den Pfad zurück, den er sie geführt — wie vom Donner gerührt stand er da, denn er hatte sich auch erhoben — aber er wagte nicht ihr zu folgen. Da sie zitternd und erglühend einige Schritte gegangen war, fiel ihr ein, daß sie ihren Tubus in den Händen ihres Begleiters zurückgelassen. Um keinen Preis mochte sie sich ihm wieder nähern — aber der Tubus, an sich ein werthvolles Stück, hatte für sie noch als ein Andenken ihres Vaters einen besondern Werth — verlegen stand sie da und blickte sinnend zu Boden —

„Suchen Sie etwas?“ fragte eine milde Stimme — sie blickte auf und Adalbert Werner stand grüßend vor ihr —

Schnell antwortete sie: „meinen Tubus — ich glaube, ich habe ihn auf der nächsten Bank liegen lassen — ein Herr, der mit begegnete hat ihn vielleicht dort gefunden und einstweilen zu sich genommen“ —

„Ich werde Ihnen den Tubus holen,“ sagte Werner und sprang davon.

Luzie sah ihm nach und wartete seiner Rückkehr — vor Werners Begleitung fürchtete sie sich nicht — und doch war er ein Zuchthaussträfling und er, der ihre Mädchenwürde so tief beleidigte, war ohne Zweifel ein sehr geachteter Herr — sein Orden mußte es ja bezeugen. Die Professorin würde gesagt haben, daß sei eine von Luziens Paradoxen — Luzie selbst vertraute aber ihrem inneren Gefühl.

Werner kam bald zurück und überreichte Luzien den Tubus mit stummer Verbeugung und wollte weiter geben —

„Sie häufen Dank auf Dank auf mich,“ sagte Luzie „und dann entziehen Sie sich demselben — ich habe in Ihnen sogleich den Fremden wieder erkannt, der im Uriel Acosta“ —

Er verbeugte sich und unterbrach sie: „ich schätze mich heute glücklicher wie damals und wünschte nur, ich hätte Ihnen mit etwas Besserem dienen können,

das wirklich werth gewesen, nicht von Ihnen vergessen zu werden“ —

Luzie wollte eben antworten, als eine Gesellschaft Herrn und Damen sich näherte — Werner grüßte schnell und verschwand.

Kopfschüttelnd sah ihm Luzie nach, kehrte in das Hotel zurück und ging in ihr Zimmer. Sie konnte sich nicht wieder entschließen, heut unter Menschen oder in's Freie zu gehen. Sie stand am offenen Fenster und da sie unten ihren zudringlichen Begleiter vorübergehen sah, fragte sie das eintretende Stubenmädchen: wer der Herr mit dem Orden sei? — „Ein Kammerjunker, Herr von Ahrens,“ war die Antwort — und weiter fragte sie: „wie weit ist's vom Bade auf die Ruine?“ — „Untertalhalb Stunden!“ antwortete das Mädchen — Luzie wußte genug.

## 5.

Luzie konnte nicht schlafen. War es von den vielen Reiseindrücken, die sie empfangen — war es, weil zum erstenmal in ihrem Leben ihr ein Mann die ihr gebührende Achtung verjagt hatte — war es, weil sie Werner wieder gesehen und er ihr doch abermals so schnell verschwunden, daß sie nicht auf ein nochmaliges Begegnen rechnen konnte? Sie wußte es nicht. Aber wohl dachte sie schon an Werner. Da sie ihn hier gesehen, konnte er wohl mit dem Gutsbesitzer, von dem ihr der Kutscher so viel Gutes erzählt, ein und dieselbe Person sein. Vielleicht — vielleicht auch nicht!

Am andern Morgen wollte sie die Glücksburger Höhle besuchen und mit dem Wagen da vorüber nach Wilhelmsthal und Eisenach fahren. Der Kammerjunker hatte ihr schon Vorwürfe gemacht, daß sie sich nicht beeilt, bereits Sonntag Morgen in Liebenstein einzutreffen: da sei jedesmal Concert und Illumination in der Höhle und die halbe Badewelt da versammelt — aber Luzie freute sich vielmehr darauf, ganz allein nur mit den Fackelträgern in der Höhle zu sein, weil sie es nie liebte, ein erhabenes Naturwunder mit vielen zugleich zu betrachten und wohl gar durch Alltagsgespräche und Gebrauche es entweiht zu sehen.

Im Augenblick, da sie in den Wagen stieg, gab ihr der Kutscher einen Brief — sie nahm ihn er-



staunt und las im Fortfahren. Er lautete: „verehrtes Fräulein! Da ich das Glück hatte, im Park von Altenstein Sie wiederzusehen, hörte ich von Ihnen vorurtheillose, engel milde Worte sprechen, welche mich ermutigt hätten, mich Ihnen aus den Baumgruppen, die mich bargen, zu nähern, wenn nicht die Bemerkungen Ihrer Begleiterin mich zurückgeschreckt hätten. Ich fühlte, daß ich noch immer ein Ausgestoßener bin und obwohl ich es mir nicht versagen konnte, Ihnen auch nach Liebenstein zu folgen, so wagte ich mich doch nicht in Ihre Nähe, um Sie nicht bei den Badegästen falscher Beurtheilung auszusetzen, wenn man Sie im Gespräch erblickte — mit einem Zuchthaussträfling.“

„Ihre Worte in Altenstein sagten mir, daß Sie den Fluch kennen, der auf mir lastet — und daß Sie dennoch den schon Verfluchten nicht auch verdammten! — Aber damals, als sie ihn zuerst anblickten — bei den Worten Galliläis — da wußten Sie es nicht — aber da wußte der Verfluchte, daß dies begeisterte Mädchen die Künstlerin Luzie Wallot war und es drängte ihn, der längst Verehrten sich irgendwie zu nähern. Ueberreich ward er für eine kleine Mühe durch Ihren Dank, Ihre Karte belohnt und die Erlaubniß, Sie zu besuchen, die sich daran knüpfte!“

„Ich war damals eben aus dem Zuchthaus begnadigt und kämpfte lange mit mir, ob ich es wagen könne, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Aber es drängte mich zu Ihnen — ich kannte Ihre Gesinnung, Ihre Begeisterung, ich las den Adel Ihrer Weiblichkeit aus jedem Ihrer Züge heraus — ich durfte hoffen, auch vor dem Thron weiblicher Hoheit begnadigt zu werden. Ich ging zu Ihnen mit dem Entschluß, Ihnen sogleich mit meinem Namen auch mein Schicksal zu sagen — und wenn ich kein blindes Verdammungsurtheil in Ihren Augen las, Ihnen weiter zu berichten. Mein Unstern war mit mir — ich verfehlte Sie und Tags darauf ward ich ausgewiesen — als ein entlassener Stäfling mußte ich in meine Heimat Thüringen wandern. Ich nahm es für eine Schickung, daß ich nicht eher Vergebung suchen sollte, bis ich mich ihrer durch ein neues Leben würdig gemacht. Ein Oheim war mir gestorben und hatte mir eine kleine Besizung in Friedrichsrode hinterlassen. Da lebe und wirke ich, still und ge-

räuschlos, aber wie ich hoffe nicht vergebens. Und darf ich es auch nun für eine Schickung nehmen, daß mir auch hier wieder das Glück Ihrer Begegnung zu Theil ward? darf ich mich Ihnen nähern? Ich bin im Zuchthaus gewesen wegen eines gemeinen Vergehens, dessen meine Richter mich für überführt gehalten — mein Gewissen konnte zu diesem Urtheil lächeln — darum ertrug ich geduldig mein Schicksal. Aber die Welt verdammt mich wie meine Richter und häuft noch fortgesetzte Schmach auf mich, obwohl ich mir sagen kann, daß ich geläutert aus dem Zuchthaus hervorgegangen, daß manches, was ich seitdem gethan, für mich zeugt. Als ein Ausgestoßener stehe ich in der Gesellschaft und darum wage ich Ihnen nicht öffentlich zu nahen — aber Sie werden mich jetzt noch einmal auf Ihrem Wege finden — ich erwarte Sie am Eingang der Höhle — die Fackelträger werden mich nicht kennen — verdammen Sie mich auch als einen Ausgestoßenen, so werde ich still meines Weges gehen — aber bin ich für Sie kein verworfener Mensch, dessen Nähe Sie fliehen müssen, so geben Sie mir einen Wink, Ihnen in die Höhle folgen zu dürfen.“

„Adalbert Werner“ — lautete die Unterschrift. Luzie hielt den seltsamen Brief zwischen ihren gefalteten Händen und weinte eine Thräne darauf. Sie überlegte nicht, was die Klugheit, die Schicklichkeit, was irgend eine Rücksicht gebieten könne, — sie folgte allein ihrem Herzen.

Der Wagen hielt. Ein paar Knaben mit Windlichtern standen an einer Felsenthür und fragten, ob dies die Herrschaft sei, welche die Höhle zu sehen wünsche? Luzie leugnete. Eine Dame allein? fragte der Knabe verwundert — es mochte dies nicht oft vorkommen.

Luzie sah sich um und sagte: „ein Herr hatte versprochen mich hier zu erwarten“ — in diesem Augenblick trat Werner hinter einem Felsenvorsprung hervor — da ist er ja,“ sagte sie und winkte, ihn grüßend. —

Die Felsenthür war beweglich und in Coulissenform mit mehreren Nischen, der größere Knabe ersuchte die beiden, zwischen eine derselben zu treten — sie thaten es — die Thür drehte sich — in wenig Augenblicken war das Tageslicht, die Sommerwärme, der ganze heitere Schmuck der freien Natur ver-



schwunden — die Finsterniß und feuchte Kälte der Höhle umfingen sie —

„So ist es einem, der als schuldig zum entehrenden Kerker verurtheilt wird“ — sagte Werner leise — Luzie hatte keine Antwort, sie fühlte sich von kaltem Schauern geschüttelt. Die Knaben zündeten an ihren Windlichtern bereitliegende Fackeln an, und leuchteten damit empor und vor. Ein schmaler Gang führte weiter in eine wunderbare Rotunde. Die schwarzen Wogen eines unterirdischen Sees rauschten nahe, der eine Knabe löste, den Nachen und lud das Paar ein, ihn zu besteigen, der andere kletterte eine Treppe hinauf und befestigte hoch oben am Orchester ein paar brennende Fackeln, deren rothglühendes Licht die erhabene Wölbung sehen ließ. Ein unterirdischer Dom auf erhabenen Säulen ruhend erschien das Ganze. Aber da die beiden in den Nachen stiegen und den schwarzen Wogen sich anvertrauten, gemahnte es sie, als führe sie Charon auf den nächtlichen Strom der Unterwelt. Als sie am jenseitigen Ufer ausstiegen, wo eine neue Rotunde mit wunderbaren Gebilden sie empfing und eine Harmonie wie feiernde Orgelklänge vom Chor herabklang, sagte Werner zu der erschütterten Luzie, die seine Hand gefesselt hatte, weil sie auf den feuchten Stufen auszugleiten fürchtete: „wie hab' ich mich nach der Stunde gesehnt, da ich mit Ihnen allein sein könnte, um Ihnen alles zu sagen, meine ganze Verehrung für Sie und mein verwandtes Streben — wie ich bei Ihnen Trost und Gnade suchen wollte, wie der gläubige Katholik vor dem Bilde seiner Heiligen — und nun die Stunde da ist, ist sie mit solcher Erschütterung gekommen, daß ich nichts zu sagen weiß. Wie sollt' ich auch! der Ausgestoßene möchte Ihnen gern sagen, daß er es nicht zu sein verdient — aber was vor den irrenden Richtern seine Zunge band, das bindet sie noch jetzt — ich bin unschuldig und schuldig — anders als jene dachten, aber ich darf es nicht beweisen“ —

„Mir ist es bewiesen, daß Sie jene Handlung nicht begingen, um die man Sie bestrafte“ — sagte Luzie mit der Gewißheit einer plötzlichen Inspiration —

„Engel der Huld!“ rief er wie trunken vor Entzücken, „nun ist Alles gut!“

Aber die Knaben unterbrachen jetzt das unter

den Harmonicatönen geführte Gespräch — die Töne verstummten und der eine Knabe that sich etwas darauf zu Gute, ein lehrreicher Führer durch die Wunder der Höhle zu sein. So blieb er dicht bei den Reisenden, bis er sie wieder an das Tageslicht gebracht und die beiden von seinem Glanz geblendet vor einander mit niedergeschlagenen Augen standen. Die Knaben waren abgelehnt und Werner führte Luzien zu ihrem Wagen.

„Nun hat wieder das Alltagsleben seine Rechte, und ich muß Sie verlassen“ — sagte er —

Aber Sie entgegnete: „wenn diese Gegend Ihre Heimat ist, so hätte ich hoffen dürfen, in Ihnen einen Führer gefunden zu haben“ —

Er sah sie fragend, ungläubig an.

„Ich fahre nach Wilhelmsthal,“ sagte sie, von da wollt' ich zu Fuß nach der Wartburg pilgern — aber ich weiß nicht, ob ich den rechten Weg allein finden werde, der mich zur Hochwaldsgrotte bringt und der „Hohen Sonne,“ dem Annathal mit der Drachenschlucht und endlich zur Wartburg.“

„Fräulein!“ rief er mit leuchtenden Augen, „wenn ich der Führer sein dürfte — aber wenn wie gestern Personen, die uns beide kennen, uns zufällig begegnen?“

„So werden wir das Uebliche thun — den Personen, denen Sie fremd sind, werde ich Sie vorstellen und Sie mich denen, welche mir fremd sind“ — sagte Luzie einfach —

Er küßte ihre Hand und sagte: „ich erwarte Sie in Wilhelmsthal“ —

Und so geschah es. Dort fanden sie sich am Mittag wieder und wanderten zusammen den angegebenen Weg durch das herrliche Land. Ihre Seelen waren wie hochgehende Wogen, die in seliger Sympathie zusammenschlüteten. Das Vergangene ward nicht mehr berührt — Werner schien den Fluch vergessen zu haben, der auf ihm lastete und Luzie war wie ein seliges Kind im Genuß der herrlichen wunderreichen Natur. Diese Wanderung bot des Mannigfaltigen und Entzückenden genug, um beide gar nicht zu andern Gesprächen kommen zu lassen, als zu solchen, die an die unmittelbare Umgebung sich anknüpften und als nun gar die Wartburg erstiegen war, „die Krone der Burgen des Thüringer Waldes“ — da schwelgten sie nur in Erinnerungen vaterländischer Geschichte und ver-



gafen das eigne kleine Leben ganz von der Größe des Völkerlebens, weihten der Vergangenheit heilige Erinnerungen und noch heiligere Gelübte der Zukunft ihres Vaterlandes.

So war ein reicher ungetrübter Tag vergangen, an dessen Abend sie sich in Eisenach trennten — aber mit leuchtender Gewißheit stand es vor beider Seelen: „wir sehen uns wieder!“

## 6.

Ein halbes Jahr war nun vorüber. Luzie war wieder in ihrer Heimat, als sie eines Abends unter süßem Erschrecken einen Brief von einer Hand erhielt, die sie kannte, von der Hand Adalbert Werners.

„Meine Unschuld ist endlich an den Tag gekommen,“ schrieb er, „ich fliege diesem Briefe nach, um als geachteter Mann um die Hand des Engels zu werben, der diese Hand schon da vergebend in die meine legte, als sie die Hand eines Verbrechers zu sein schien.“ —

Alma Graufe, die Gattin von Werners Freund, war gestorben und hatte ihrem Gatten, einem juristischen Freund desselben und einem Geistlichen eine Schuld gestanden, die sie schwer gedrückt hatte. Alma hatte als Werners Schülerin eine heftige Leidenschaft für ihn gefaßt. Werner hatte dies nicht bemerkt und war ihr mit der freundlichen Vertraulichkeit begegnet, zu der sein Freund, Alma's Bräutigam, ihm selbst berechnete. Diese Arg- und Harmlosigkeit war seine ganze Schuld: Alma's Liebe war darum gewachsen und hatte sie für Gegenliebe genommen. In ihrer Verblendung meinte sie, daß nur Achtung vor der Braut des Freundes Werner abhalte, ein Wort der Liebe zu sprechen — und sie glaubte ihm nicht nur mit einem Geständniß, sondern auch mit einem Opfer entgegenkommen zu müssen. Als eines Tages ihr Hochzeittag mit Constantin festgesetzt ward und sie nicht den Muth hatte zu widersprechen, konnte sie doch den Gedanken daraa nicht ertragen. — Rasch und rücksichtslos in allen ihren Entschlüssen und dazu von der Vorstellung gedrängt, daß Werner, wie er an demselben Tage gesagt hatte, auf einige Zeit verreisen werde, eilte sie noch an demselben Abend zu Adalbert. Sie glaubte, er reise, um ihr und seiner Liebe zu entfliehen —

sie wollte ihm ihre Liebe gestehen und ihn beschwören, sie von einer ihr jetzt verhaßten Ehr zu retten. Die Mittel zu dieser Flucht wußte sie sich zu verschaffen: — sie nahm das Brillantendiadem heimlich aus dem Schmuck des Vaters. So kam sie zu Adalbert und warf sich in rasender Leidenschaft an seine Brust. Erschrocken und mitleidig entdeckte er zu spät ihre Verblendung, suchte er ihre Liebe ihr selbst als solche darzustellen, sie mit milden Worten wie eine Verirrte auf den rechten Pfad und zu ihrem Bräutigam zurückzuführen — Alma war wie wahnsinnig — erst vor Bestürzung, vor Schmerz und vor Verzweiflung enttäuschter Liebeshoffnung — dann vor Scham und Zorn — im nächsten Augenblicke haßte sie Adalbert so glühend, wie sie ihn im vorhergehenden geliebt hatte — sie mußte ihre betrogne Liebe, ihre eigne Schmach an ihm rächen. Sie bat ihn, ihr eine Droschke zu holen, weil sie unfähig zum Gehen sei — es war spät Abends geworden — versprach ihm zu Constantin zurückzukehren und nahm ihm das feierliche Versprechen ab, über diesen ganzen Auftritt gegen jedermann zu schweigen — niemand zu sagen, daß sie bei ihm gewesen — feierlich gelobte er es — wie er fort war, nahm Alma das Diadem hervor, von dem sie ihm noch nichts gesagt hatte, barg es in seiner Commode und nahm den Schlüssel dazu an sich. „Nun ist er ein Dieb“ — sagte sie zu sich selbst triumphirend — und als er den andern Tag wirklich als ein solcher verhaftet ward, freute sie sich ihrer gelungenen Rache. — Adalbert hielt sein Wort und schwieg — wohl überlegte er oft, ob er sich für ein Weib opfern dürfe, daß einer solchen Rache fähig sei, ob ein solches seinen Freund beglücken könne — aber da dieser selbst zu ihm kam, weil er an das gemeine Vergehen des Freundes nicht glaubte und Adalbert nun in Constantins Seele las, wie theuer die Braut ihm sei und wie er erfuhr, wie Alma, seit seiner Verhaftung von Angst gefoltert, doch zugleich sanfter, und demüthiger und liebenswerther sei als je vorher — da dachte er, er dürfe doch sein Wort nicht brechen, dürfe doch dem Freund sein Glück, dem Vater den Stolz auf seine einzige Tochter, dieser selbst nicht ihre ganze Zukunft rauben — und er duldete still die Verurtheilung und alle Schmach, nahm sie als eine Strafe für manche Jugendverirrung,



die keinen gesetzlichen Richter fand, als eine Prüfung seiner Kraft, eine Läuterung seines ganzen innern Wesens. Alma ward Constantins Gattin und war wirklich, vom Gewissen gemahnt, das Muster einer treuen und aufmerksamen Gattin. Ihr Gewissen trieb sie auch zu den Füßen der Prinzessin, Adalberts Begnadigung auszuwirken — aber so mächtig war die Stimme dieses Gewissens doch nicht, ihr Kraft zu geben, die eigne Schuld zu gestehen — erst auf dem Sterbebette raffte sie sich dazu empor. — Nach ihrem Tode brachte es Constantin und die Zeugen ihres Bekenntnisses dahin, daß das Gericht die Bekanntmachung erließ: Adalbert Werner sei unschuldig an jenem Diebstahl wie jetzt aus dem Bekenntniß eines Sterbenden hervorgegangen. —

So war ihm denn die Ehre vor der Welt zurückgegeben. Gehoben von diesem Triumph eilte er zu der, welche auch ohne Beweise an ihn geglaubt und jedes Vorurtheil der Welt verworfen hatte. —

Und wie ihn Luzie empfing? Da er bei ihr eintrat und keines Wortes mächtig sie in seine Arme schloß und sie nicht widerstrebte, war doch ihr erstes Wort, das sie sprach, ein Vorwurf: „wärest Du denn nicht gekommen, wenn alles geblieben, wie es war? Ein liebendes Weib folgt dem Geliebten willig in jedes Loos — und ruft Hosiannah! wenn die Welt auch kreuzige! rief — die wahrhaft lieben, die haben die Welt überwunden — und Du wartetest doch um meinetwegen auf das Urtheil der Welt?“

„Vergieb es dem Mannesstolz, Du hohes Weib!“ rief er und umschloß ihr den Mund im süßen Verlobungskuß!

## Die That einer Mutter.

Erzählung nach dem Leben.

Von

Hugo Goering.

(Fortsetzung.)

3.

Ein Sterbefall.



Fünf Tage vergingen. Zeisenschristel kam während dieser Zeit nicht in sein Haus; aber er hatte

seit seiner Verheirathung sich bemüht, sein Weib, wie er sich ausdrückte, zahm zu machen. Und wenn dies soviel heißen sollte, als daß er sie an ein dulddendes Schweigen, ja an ein kaltes Erwarten und Ertragen gewöhnt habe, so war es ihm gelungen. Mariannens Kummer ward durch sein Ausbleiben nicht verstärkt. Das Einzige, was sie auf die Fragen der Nachbarn nach ihm antwortete, war dies: „der bleibt mir nicht aus, um den ist mir nicht bange.“ In der That hatte sie Recht, dieses zu sagen. Ihr war nicht bange. Und er blieb wirklich nicht aus.

Bemerkt muß übrigens werden, daß Marianne zu ihrer Kummerniß ohnehin nichts zulegen konnte, weil dieselbe auf's Höchste gestiegen war. Seitdem das Kind der gewohnten Milch des Thieres entbehrte, sank es zusammen. Seine rothen Wangen erbleichten, blaue Ringe umzogen seine Augen. Sie aber konnte ihm nichts bieten, als von den Brodstücken, welche die alte Sybille von milden Händen empfing, und welche dieses gute Weib selbst auf die Gefahr hin, hungrig zu Bett zu gehen, mit ihr theilte. Heute aber war dieser Trost ausgeblieben. Die Alte sollte nicht mehr durch die Gassen des Fleckens krücken. Sie war über Nacht erkrankt; auf ihren Lippen, auf ihren Augenbrauen saß der Tod, der Befreier von einem mühevollen Dasein, und keine Hand reichte der Sterbenden die Bissen des Mitleids, die die Greisin erwerben und ihre eigne Linke in Empfang nehmen mußte, wenn sie überhaupt etwas davontragen sollte. Niemand stand ihr in ihren letzten Augenblicken der Noth bei, als die selbst bedürfende Frau des liederlichen Vogelfängers. In ihrem Hause, in der Ecke, die dem Kinde eine Streu als Lager gewährt hatte, lag die Sterbende: zu ihren Häupten saß Marianne, die kleine Luise auf ihrem Schooße ruhend. Sie theilte ihre Blicke und ihre Aufmerksamkeit zwischen beiden.

Die Alte schlief. Ihr Athem ging langsam, nur unmerklich bewegte sich die Brust unter der Decke, die aus einem schwarzen, zerlöchernten Mantel bestand, von der Form, wie ihn die Frauen hier zu Land an Sonntagen zu tragen pflegen: ein Stück Tuch, das seiner Länge nach bis in die Kniekehle reicht, oben mit Falten zusammengefaßt und mit einem handbreiten Stehkragen besetzt. Ein



Zipfel des Mantels lag umgeschlagen auf dem halben Gesichte Sybillens und das ziegelrothe Futter warf einen sonderbaren Schein auf die gelben, wellen Züge der Frau. Auf ihren Füßen lag ein Bündchen Stroh; zu beiden Seiten, wie in gesunden Tagen, die Krücken.

„Das ist der Tod!“ sagte Marianne, als spräche sie zu ihrem Kinde, als plötzlich Sybillens Hand sich ausstreckte, und in dem Mantel krampfhaft herumgriff, als suchte sie etwas. „So meldet er sich an. Die alte Base sammelt die Schollen zu ihrer Grabdecke! Noch ein paar Stunden, und es ist zu Ende mit ihr. Schon sind die Schläfe eingesunken, und die Nase hat sich gesenkt, und rings um sie herum zieht sich eine lange Furche. Das ist das zweite Gesicht, das den Tod ansagt.“

„Ihr Gesicht wird stündlich heiterer!“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Das Sterben ist ihr leicht und lieb. Wie? Regt sich da nicht der Neid in mir? So an ihrer Stelle zu liegen, das wäre das Beste, das mir geschehen könnte. — Das Schicksal der Glücklichen ist es, daß sie den Genuß allein als den Maßstab alles Seins und Denkens annehmen, und nur die Lebenden können genießen. O ihr Thoren! Was wißt ihr vom Leben? Nur wer den Tod kennt, kennt auch dieses; und nur wer alle Seiten des Lebens durchforscht hat, graut nicht mehr vor dem Tode.“

Das arme Weib hing ähnlichen Betrachtungen nach, welche durch die Dämmerung des nahenden Abends Nahrung bekamen, als Sybille sich bewegte.

„Es ist dunkel,“ flüsterte die Alte.

„Ja! der Abend dämmt,“ antwortete Marianne.

„Und ist es schon weit hinein? Mir scheint es volle Nacht.“

„Eben geht die Sonne unter.“

„Meine Augen also sind es, in die die Nacht kommt,“ sagte jene, bewegte die Hände gegen einander, und sprach ein Gebet; Marianne that dergleichen.

„Laß nun die volle Nacht anbrechen, wann und wie sie will: ich bin fertig. Der Herr giebt, der Herr nimmt! Sein Name sei gelobt in Ewigkeit!“ fuhr die Alte nach einer Pause fort. Dann bat sie: „Gieb mir das Kind herüber, und hole mit

einen Trunk Wasser frisch von der Quelle. Es ist das Letzte, was Ihr mit thun könnt.“

Marianne gehorchte. Nachdem sie hinaus war, hielt Sybille den Kopf der Kleinen eine Zeit lang an die Brust gedrückt; ihre Rechte suchte mit Zittern und Lasten nach seinem Gesichte. Sie betastete diese Züge, als wollte sie sie mit der Hand sehen; dann legte sie die Hand auf das Haupt des Kindes und sprach leise: „ich segne Dich — zur Tugend und Standhaftigkeit.“ Es waren die letzten Worte, zu welchen ihre Kraft ausreichte. Gleich darauf streckte sie sich aus, ihre Hände sanken nieder ihr Athem, stockte. Als Marianne wieder eintrat und das Gefäß an Sybillens Lippen führte, fand sie dieselben verschlossen; sie näherte lauschend das Ohr: der Athem ging schwach, kurz und abgerissen; sie faßte die Hand, die kalt und starr war. Eine krampfartige Angst in der eigenen Brust sagte ihr, daß hier ein Todeskampf gekämpft werde und bald zu Ende sei; sie sank in die Kniee und suchte zu beten.

Wer jetzt eingetreten wäre mit einer Leuchte, denn die Nacht war inzwischen herabgesunken, hätte ein sonderbares Bild gesehen. Das junge Weib, die Arme gen Himmel gestreckt, mit nassen Augen, eine brennende Röthe vom Kinn bis zur Stirn, bei allem Elend, das sich in ihrer Kleidung und in ihrem Aeußern verrieth, doch noch in der vollen Kraft ihres Alters, auf den Knieen; — vor ihr hingestreckt die Greisin, aus deren Gesicht schon der gelbe Anflug verschwunden und der bleichen, graulich schimmernden Todesfarbe gewichen war, mit heiterem Lächeln um die Lippen, und ohne Ausdruck des Schmerzes; und an ihrer Seite, dicht neben dem morschen Bau, der soeben der Vernichtung des Todes anheimgefallen war, das junge, zappelnde Leben, das keine Noth, keine Sorge kennt, das Ohnmächtige neben dem Ohnmächtigen, und doch so himmelweit unterschieden, wie der Keim und der verdorrte Stengel einer Pflanze, Vergangenheit neben der Zukunft. So bunt würfelt das Leben seine Gegensätze zusammen.

Marianne weinte noch, denn ihr Schmerzgefühl wuchs, seitdem sie ihre Verwaisung ganz unterschieden sah, seitdem sie begriff, daß kein Tröstermund und keine helfende Hand mehr ihr und dem Kinde beistehen werde; sie weinte noch, als starke



Tritte draußen erschollen, die ihr sagten, daß Zeisenschristel es für gut befunden hätte, einmal nach Hause zu kommen. Seine Ankunft war ihr Signal des Schreckens, denn sie ahnte, daß der Mann, den nur der Mangel und das Bedürfnis nach Hause treiben konnte, nicht als willkommener, freundlicher Gast erschiene. Er pflegte nach seinen „lustigen Fahrten,“ wie er seine Ausschweifungen nannte, abgesspannt, mißlaunig, an Geist und Körper krank, und mit hungrigem Magen vor sie zu treten, und von ihr zu fordern, daß sie sich schweigend schmähen ließ und ihn sättigte.

„Tausend Element! Marianne!“ polterte Christel eintretend. „Bist Du im Hause, oder nicht?“ Er war halb trunken und stolperte nach der Richtung hin, wo er den Tisch wußte.

„Ich bin da,“ antwortete sie.

„Und in solch' höllischer Finsterniß? Ha! Läßt mich ohne Licht eintreten? Kümmerst Dich nicht darum, ob ich Arm und Bein breche? He! wo steckst Du?“

„Hier!“ sagte sie, indem sie sich erhob und nach dem Fenster trat.

„Mach' ein Licht an!“ befahl er.

„Hast Du vielleicht eines mitgebracht?“ fragte sie nicht ohne Hohn. „Gieb nur rasch her!“

„Den Guckuck hab' ich!“ antwortete der Mann und lehnte sich in die Ecke, von wo aus seine starren Augen das Zimmer zu mustern versuchten. „Was liegt dort gegenüber?“ fragte er, auf die Stelle deutend, wo die Todte ausgestreckt war. Er hatte nicht bemerkt, wie Marianne das Zimmer verließ. Als er dies begriff, erhob er sich wieder und schritt gegen das Strohlager hin. Aber er wankte, als er fast davorstand, und fiel vorwärts; zum Glück nicht auf das Kind. Doch berührte sein Gesicht das der todten Spille, und die feuchte Kälte, die auf demselben lag, erfüllte ihn mit Entsetzen. Unter sich fühlte er menschliche Glieder, und wie er sich bemühte, aufzustehen; faßte er die ausgestreckte, knöcherne Hand der Alten. Er sprang schauernd empor, entzündete einen Spahn, und leuchtete vor sich her. In dem Augenblick, wo er den Thatbestand erkannte, trat Marianne wieder ein.

„Was ist das?“ schrie er. „Wie kommt die

Todte hierher? Wer heißt Dich, dieses Haus zum Todtenhaus zu machen? Wer brachte die Leiche?“ Mit diesen Worten zog er sich entsetzt zurück und suchte seinen frühern Platz.

„Ihre Füße und ihre Krücken,“ entgegnete die Frau. „Der Tod kam so rasch über sie, daß ich kaum Zeit hatte, ihr ein Lager zurecht zu machen. Ehe ich Abschied von ihr nehmen konnte, war sie schon verschieden, die gute Alte, die ich gerne gepflegt hätte, weil sie ihr Brot zu mir brachte und mit mir theilte, seitdem die Ziege weg ist.“

„Die Ziege weg!“ brummte Christel, indem er sich ausstreckte auf der Bank und in Schlaf zu verfallen schien. „Schade, daß sie die Gerichte nun am Bart haben. Ich hätte sie eben jetzt verkaufen können für gutes Geld, und Geld braucht der Mensch immer. — Marianne!“ rief er nach einer Weile, indem er sich wieder aufrichtete, „ich glaube, ich bin hungrig. Ich muß essen!“

„Thue das!“ mahnte sie ironisch, indem sie sich zu ihrem Kind und ihrer Base auf's Stroh setzte.

„Thu' das!“ entgegnete er. „Freilich will ich's thun! Und Du sollst dafür sorgen, daß ich's kann.“

„Sorge mach' ich mit genug,“ sagte sie dagegen; „aber ich selber werde nicht satt davon; Dir, fürcht' ich, wird es eben so gehen.“

„Das ist all eins,“ sagte der Mann, der sie nicht recht verstanden hatte; „eben gehen oder nicht eben gehen — Brot sollst Du mir geben, und damit ist's gut.“

„Also Brot magst Du?“

„Ja! und eine Zukost! Gleichviel, was. Dem Hunger ist alles gut genug.“

„Sonst nichts? Gar nichts sonst?“ fragte sie mit spitzigem Tone weiter. „Du bist so genügsam! Schade nur, daß ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann, denn seit vier und zwanzig Stunden ist keine Brottinde an meine Lippen gekommen. Die letzten Brocken legt' ich in Leinwand und gab sie der Kleinen zum Säugen.“

Der Mann knirschte ein paar stammelnde Worte hervor, die wie: „verfluchte Weibseelen!“ klangen und versuchte aufzustehen. Aber die Trunkenheit hatte ihn der Herrschaft über seine Glieder be-



raubt. Mit Resignation sank er wieder zurück, zog den letzten Schluck aus einem Fläschchen, und verfiel gleich darauf in tiefen, schnarchenden Schlaf, in welchem er bis an den späten Morgen des folgenden Tages aushielt.

(Fortsetzung folgt.)

## Gedichte.

### Waldromantik.

Die Welt, die Dirne ohne Treue,  
Hat mich gewiegt in ihrem Schooß,  
Und ließ mich endlich krank, voll Reue  
Aus ihren weichen Armen los.

Und wie mit tausend Liebesarmen  
Hat mir der grüne Wald gewinkt,  
An seinem Herzen zu erwärmen,  
Oh' daß mir Muth und Stärke sinkt.

O nimm mich auf in Deine Gründe,  
Du traumestreicher Waldesdom!  
In meine Seele brausend münde  
Dein duftdurchhauchter Liebesstrom!

O Waldromantik, süße Fraue,  
Mit tausend Reizen angethan,  
Wenn ich ins holde Aug' Dir schaue,  
Kommt's mich wie süßer Zauber an.

Wie einer Mutter Liebesprache  
Gemahnet mich Dein süßes Wort,  
Was ich an Schmerz im Herzen trage,  
Weht Deines Mundes Hauch mir fort.

In Deinem Schooße will ich liegen,  
Ein Kind, von Blüten hold umschmiegt,  
In süße Träume soll mich wiegen  
Dein Märchenborn, der nie versiegt.

Mit Deinen dunkelgrünen Pocken  
Deckst Du mir kühl das Antlitz zu,  
Von ferne klingen Abendglocken  
Erinnerungsmild in meine Ruh'!

Und wie Gebete, flüsternd leise  
Sprech' ich Dir Deine Lieder nach,  
Es schlummert ein das Herz, das heiße,  
Und still im Grund versinkt der Tag!

Ludwig Rebau.

München, Ende Januar.

## Ein Beitrag zum Verständniß des Wagner'schen Lohengrin.

Von

Emil Müller.

Als Elsa von Brabant, angeklagt des Brudermordes, in scheinbarer Schuld den frohlockenden Feinden gegenübersteht, und niemand für ihre Reinheit gegen die Schmähungen des Grafen Telramund in die Schranken tritt, läßt König Heinrich auf Elsa's Bitten den Ausruf: wer für Elsa zu kämpfen bereit sei, möge hervortreten, durch den Heerrufer erneuen und — ein Unbekannter erscheint in einem von einem Schwane gezogenen Nachen und stellt sich als muthiger Vertheidiger der Jungfrau. Es ist Lohengrin, der tapfere Ritter des Grals. Ihm ist eine Auszeichnung zu Theil geworden, deren nur die reinsten, begeistertsten Diener des Heiligthums gewürdigt werden. Obgleich er Keuschheit und Ehrlosigkeit gelobt, darf er unter die Menschen zurückkehren und die Wonnen der Liebe genießen.

Es entsteht wohl natürlich bei uns die Frage, wie muß die Liebe beschaffen sein, deren er theilhaftig werden soll. Sollte Lohengrin, der über das Treiben der Menschen Erhabene, der in das Anschauen eines Heiligthums Versunkene, durch den Genuß der Liebe, welche allen Menschen zu Theil wird oder werden kann, beglückt und befriedigt werden können? Brauchte er in den Dienst des Heiligthums zu treten, um als Lohn seines hohen Strebens zu erhalten, was er auch, ohne zu einer Läuterung seiner Bestrebungen und Empfindungen gelangt zu sein, sich erwerben konnte? Sicherlich nicht! Vielmehr, was er sucht, ist das Entzücken der höchsten, reinsten Liebe, nur die höchste Potenz derselben kann ihn erfüllen, nur eine solche will er geben und empfinden. Wer sollte aber wohl sie zu empfangen und zurückzustrahlen im Stande sein, wenn es nicht die wonnigste der Jungfrauen, die reinste der Reinen ist? Jeder muß fühlen, nur ihr kann Lohengrin seine Gefühle einhauchen: denn freilich auch er bedarf, soll er die Wonne der zurückstrahlenden Liebe genießen, eines Gegenstandes, von dem sie widerstrahlen kann, soll sie zu einer wirklichen, und nicht in der Phantasie allein lebenden werden.

Es muß daher zwischen den sich Liebenden die vollkommenste, denkbare Harmonie der Seelen stattfinden, eine Harmonie, welche die unbedingteste Hingabe beider Theile an einander fordert, wenn überhaupt das Verhältniß ein dauerndes sein soll. Lohengrin, der im Idealen lebende Ritter, im Dienste eines Heiligthums, das die Menschen als etwas Ueberirdisches und seine Ritter als höhere Wesen



ansehen, ist dieser vollständigen Hingabe fähig, er steht erhaben über jedem Zweifel; Elsa aber lebt unter den Menschen und kann sich nicht von den Einwirkungen des Lebens losreißen und auf den idealen Standpunkt, auf welchem der durch den Dienst des Heiligthums begeisterte Ritter thronet, erheben. Deshalb muß sie eine Bürgschaft ihrer Liebe stellen, und dieses Unterpfand ist die Forderung, nicht nach Namen und Stand ihres Bräutigams fragen zu dürfen. Zugleich ist dies Verbot der Prüffstein für Werth oder Unwerth ihrer Liebe; es ist das Zeichen, ob zwischen beiden Herzen eine vollkommene Harmonie besteht, oder nicht. Nicht etwa eine Peinigung der Geliebten soll das Verbot sein, sondern eine weise Maßregel, durch welches Lohengrin ihr die Erfüllung der an sie gestellten Forderung erleichtern will. Denn wenn sie nicht weiß, welcher reinerer Mensch er ist, so wird sie ihn als einen ihr Gleichen lieben, nicht aber vergöttern. Vergöttern aber wird sie ihn, sobald ihr sein Name und Stand bekannt, sobald sie sich des Abstandes gegen ihn bewußt wird. Ist sie nun der vollkommensten Liebe überhaupt und einer absoluten Hingabe und eines Aufgehens in dem geliebten Gegenstand fähig, so ist für sie das Verbot keine Peinigung, geschweige denn eine Strafe. Sobald sich aber ihrer der Zweifel bemächtigt, empfindet sie die Folter des Verbots; sobald aber die Harmonie der Seelen gestört ist, muß dieses vollkommenste aller Liebesverhältnisse, die zwischen Menschen stattfinden können, den Schmerz der Trennung empfinden. Lohengrin, der bei dem reinsten Weibe selbst nicht gefunden, was er geucht, muß zurück zu dem Heiligthum; es ist ihm nicht gelungen, dem Idealismus den Materialismus zu vermählen.

Dies sind nach meiner Ansicht die Bedingungen, auf denen das Verständniß des hochpoetischen Stoffes und eine unbefangene Würdigung der Absicht des Dichters beruht. Richard Wagner, der Mann der Ideale, giebt uns in seinem Helden nicht einen Menschen des Materialismus, sondern er personifizirt uns in der Gestalt des Lohengrin den Idealismus; der Dichter will uns nicht mit dem Liebesverhältnisse zweier Menschen, wie wir sie zu Hunderten in andern Dichtungen vorfinden, langweilen, vielmehr will er uns das Wesen der vollkommensten Liebe, die Bedingungen, unter denen sie stattfinden kann, veranschaulichen; er will das Publikum begeistern, nicht aber — um uns des barbarischen Wortes zu bedienen — amüßigen; er will uns den Segen des Strebens nach Idealen in der Gestalt seines Helden darstellen. Eine Dichteridee, die wahrlich die Begeisterung der für Ideenaufnahme Fähigen verdient.

Fragen wir weiter; ist Wagner berechtigt, uns den Idealismus in seinem Lohengrin zu personifiziren? so müssen wir antworten: „er ist dazu nicht

nur berechtigt, sondern die Nothwendigkeit gebot die Bearbeitung des Stoffes in der bestimmten Weise. Uns nämlich liegt der Mythos, dem der Stoff entnommen ist, so fern, daß uns nicht mehr genügt, den Lohengrin sich Ritter des heiligen Grals nennen zu hören, um weder an seiner Persönlichkeit, noch an dem Bestehen des Heiligthums den mindesten Zweifel zu hegen; vielmehr muß vor unsern Blicken der Held so handeln, all sein Thun und Lassen muß ein solches sein, daß wir zu gestehen gezwungen werden: Lohengrin ist einer der reinsten Menschen und, wenn es ein Heiligthum des Grals geben könnte, berechtigt, sich mit dem Namen eines Ritters desselben zu schmücken. Wir haben überhaupt allen Glauben an den Mythos verloren, mithin muß der Dichter unserem Nichtglauben hemmend entgegentreten und den Helden uns so vorführen, daß wir weder an der Möglichkeit der Handlung, noch an der Entwicklung des Konflikts zu zweifeln vermögen. Darum stellt ihn Wagner als einen Helden, fern von aller menschlichen Kleinlichkeit, als den Idealen dar, der nur, weil er mit den Menschen verkehrt, sich menschlich äußern, seine Persönlichkeit durch menschliche Handlungen bethätigen muß. Deshalb ist schon das erste Begegnen beider Liebenden ein eigenthümliches, aber gerechtfertigtes. Lohengrin ergeht sich nicht in schönklingenden Worten, um Elsa eine profane Liebeserklärung zu machen; weshalb wäre dies nothwendig, sind doch schon beider Herzen, noch ehe sich die Liebenden gesehen, für einander entflammt, findet doch zwischen beiden schon eine ideale Liebe statt. Deshalb kann Elsa mit Ruhe die Schmähungen ihrer Feinde ertragen, deshalb wird sie nicht bestürzt, als sich keiner der anwesenden Ritter ihrer Unschuld annimmt; sie ist ja fest überzeugt, daß ihr Geliebter kommen werde und sich ihren Streiter nenne. Und als nun Lohengrin in dem vom Schwane gezogenen Maken durch die Wogen fährt — weshalb staunt das Volk, weshalb ergreift Telramund und Detrud ein schauerliches Entsetzen, weshalb wartet Elsa in staunendem Entzücken ihres Ritters? Jeder fühlt, es sei der, welcher dem Streite ein Ende machen werde. Jeder hat die Ahnung, es müsse der Unbekannte ein über ihnen stehendes Wesen sein, da über sein ganzes Wesen ein Zauber gebreitet ist, der mit dem Materialismus nichts gemein hat.

Wenn ich der Andeutungen genug gegeben zu haben glaube, wie das Werk des Dichters aufgefaßt sein will und muß, soll anders der Zweck, die Harmonie und die nothwendige Entwicklung des Ganzen verstanden und gewürdigt werden, so versteht sich wohl von selbst, daß die darstellenden Künstler nun auch von der Idee der Dichtung durchdrungen sein müssen, ihre Aufgabe so zu lösen, daß dem Publikum die richtige Auffassung erleichtert, ja überhaupt möglich gemacht werde. Somit hat der Darsteller



des Lohengrin einen Ritter des Idealismus wiederzugeben — eine Aufgabe, die vollkommen nie gelöst werden kann, aber um so mehr der Absicht des Dichters entsprechen wird, je glühender das Streben seines darzustellenden Charakters in ihm lebt, je mehr er selbst dem Ideale, das der Dichter im Lohengrin hinstellt, nachringt. — An diese Hauptperson reihen sich die drei andern Gestalten, die ihre tragische Entwicklung herbeiführen, oder herbeiführen helfen, Elsa, Graf Telramund und Ortrud. Das eigentlich feindliche Element und der schroffe Gegensatz zu Lohengrin ist letztere, eine Kämpferin gegen den Idealismus. So hoch Lohengrin sich über das Niveau der Denkart gewöhnlicher Menschen erhoben hat, so tief ist sie unter dasselbe gesunken. Daher ist sie die Verkörperung des krassesten Materialismus, ja noch mehr, sie ist Repräsentantin der vernichtenden Negation. Beide Personen führen natürlich gegen einander den Kampf, Ortrud activ, Lohengrin passiv, allein Ortrud kann gegen den Feind nicht unmittelbar streiten, weil eine unausfüllbare Kluft beide von einander trennt. Deshalb müssen den Kampf vermittelnde Zwischenpersonen eintreten und diese sind Elsa und Telramund. Dieser ist im äußern Kampfe der Stellvertreter Ortruds, die ihn sich unterthan gemacht hat, und fort und fort zum unablässlichen Streite anspornet. Zwar rüttelt er an ihren Fesseln, vergebens, von ihr gespornt und ihrem Willen ergeben muß er kämpfen, bis er zuletzt an ihrer Statt die Strafe empfängt. Doch dieser Kampf der Ortrud gegen Lohengrin, den wir den äußern nennen, ist bei weitem nicht so unheilvoll, als der innere, zu dessen Bewerkstelligung die andere Mittelsperson, Elsa, von Ortrud in Bewegung gesetzt werden muß. Weil sie das negirende Element ist, so muß natürlich ihre Hauptwaffe im Negiren bestehen. Daher erweckt sie in Elsa den Zweifel an der vollkommenen, idealen Liebe, und indem die schwache Gattin diesem bei sich Raum giebt, so ist der Knoten zum tragischen Ausgange geknüpft. So wie sich ihrer der Zweifel bemächtigt, sowie ihr das Verbot ihres Gatten Peinigung verursacht hatte, mußte nothwendig die Liebe gelöst sein; und sie muß nothwendig untergehen. Der Tod ist für sie nicht Strafe, sondern nur Sühne, Reinigung, Loslösung von den Fesseln, welche die menschliche Schwäche dem menschlich fühlenden Weibe gesetzt hat. Nachdem die Mittelspersonen ihren Tod gefunden haben, hört der aktive Kampf der Ortrud gegen Lohengrin auf; beide aber müssen vom Tode verschont bleiben, da weder der Idealismus noch die Negation untergehen können.

Aus dem Gesagten, das keineswegs auf den Namen einer erschöpfenden Analyse Anspruch machen soll, erhellt, daß — um auf die Darstellung überzugehen — nächst Lohengrin die Ortrud Hauptperson und der am schwersten darzustellende Charakter ist. Denn wie das Erfassen des Lohengrin ein Ueberflüchlingausge-

hen bedingt, so fordert das Begreifen des Charakters der Ortrud ein Untersichhinabgehen.

Ganz vollständig beide wiederzugeben, wird den Darstellern nicht gelingen, weil jene personifizierte Ideen, mithin Absolutes sind, alle Darstellung aber nur mit dem Maßstabe des Relativen gemessen werden kann. Doch wird die Wiedergabe des Charakters der Ortrud bei weitem dem Absoluten näher kommen, mithin eine relativ vollständigere sein können, als die des Lohengrin und zwar aus demselben Grunde, als — man verzeihe mir den Ausdruck, ich beabsichtige durchaus nicht eine Profanirung des Heiligen, sondern will nur ein Beispiel geben — der Teufel stets wahrer dargestellt werden kann, als der Engel. Elsa und Telramund sind zwar auch keine leichten Aufgaben für den Darsteller, allein im Vergleich zu jenen viel eher ganz zu erschöpfende, weil sie auf menschlichem Standpunkte stehen und ihre Vollkommenheit oder Niedrigkeit daher stets eine relative bleibt. Neben diesen drei Personen, die zur Herbeiführung des Konfliktes und des tragischen Ausganges die Fäden der Handlung knüpfen, sind die andern, noch im Stücke handelnden, Nebenfiguren, die aber zur vervollständigung des Ganzen nach besten Kräften wirken müssen.

Um nun aber einer Kritik meiner Auseinandersetzung vorzubeugen, bemerke ich, daß ich über den Musiker Wagner nicht gesprochen habe, über ihn wenigstens für jetzt mit ein auf Gründlichkeit Anspruch machendes Urtheil, sei es lobend, sei es tadelnd, nicht beimessen kann; daß ich ferner nicht allgemein über das Bestreben Wagners hinsichtlich der Umgestaltung geurtheilt habe (denn dieser Gegenstand verdient in einer weit ausgehenderen Arbeit erledigt zu werden:) ich habe nur dem Publikum eine Auffassung und eine Bloßlegung des Grundgerüstes des Dichterwerks geben wollen. Getrieben hat mich zu dieser Arbeit der im Ganzen nur sehr oberflächliche Erfolg des Musikdramas bei seiner Aufführung auf dem Stadttheater zu Leipzig. Dieser Erfolg hat mich um so mehr schmerzlich berührt, als alle schiefen, oft lächerlichen Urtheile, hervorgehoben durch eine durch eine mittelmäßige Darstellung und aus ihr folgende einseitige, profane Auffassung von Seiten des Publikums, sich an dem Dichter reiben und um so mehr eine Talentlosigkeit desselben ausposaunen, je weniger sie ihn in seinen Bestrebungen und den gewählten Mitteln für diese begreifen. Ja auch Wagner ist ein Mensch, auch er kann nicht allein fehlen, sondern er fehlt auch, eben weil selbst die höchste Begeisterung für das Ideale mit stetem Irrthume zu ringen hat; aber anstatt daß man ihm mit Rath und That zur Hand gehen sollte, wie das Bestreben immer von Irrthümern freier werden könne, wird nur verdammt, man negirt nur, ohne zu gleicher Zeit Positives zu



bieten. Daher diese Flut nicht von Kritiken, nein von Bekrittelungen, die mit einer Philisterhaftigkeit, wie sie jeder reformatorischen Bestrebung feindlich entgegentritt, sich nicht am Ganzen versucht, sondern an Kleinigkeiten, an Nebensachen; die anstatt die Absicht zu würdigen, die Mittel angreift, um rückwärts auch die Absicht zu verdammen. Und ach an den Mitteln giebt's gewöhnlich viel zu tadeln, und doch kann die Absicht eine großartige sein. Ihr Splittertichter, was würdet Ihr zu einem Menschen sagen, der, um die Haltbarkeit eines Fadens zu prüfen, ihn in die einzelnen Fäden, aus denen er gedreht ist, zerlegte und nun rückwärts, weil er mit geringer Mühe die Fäden zerreißen kann, schließt, der Faden müsse unhaltbar sein! Seht, so gehen viele Kritiker zu Werke, anstatt das ganze Kunstwerk als Ganzes zu betrachten, wird jedes einzelne Theilchen geprüft und mit Entrüstung ausgerufen, nachdem durch die unverständige Zerlegung die Theilchen in eine schiefe Stellung zum Ganzen gerathen sind, solche Erbärmlichkeit sei noch nie zu sehen gewesen.

Jetzt handelt es sich zunächst um Würdigung des Bestrebens Wagners, und erkennt man dieses als ein großartiges, nun dann frisch auf, Hand angelegt an die Mittel, alle Ihr, die Ihr die gute Sache wollt, steht ihm mit Eurem Rathe bei; was einer nicht zu übersehen vermag, übersehen mehre, aber laßt ihn nicht allein arbeiten an dem Riesenbaue, den er begonnen und steht nicht gaffend und in die Hände klatschend, Ihr die Menge gegen einen, daß er den Bau nicht zu Stande bringt, und das Unvollendete zuletzt in sich selbst zusammenstürzt.

Daß natürlich von dem Gesichtspunkte aus, von dem ich den Lohengrin auffasse, die Darstellung für die Künstler eine Riesenaufgabe ist, kann ich nicht leugnen; allein selbst wenn ich die Darstellung in Leipzig so milde als nur irgend möglich beurtheilen will, so kann ich sie doch nur als eine höchst mittelmäßige bezeichnen. Gern gestehe ich zu, daß wohl alle Mitwirkenden den guten Willen haben, das Beste zu leisten; allein es fehlt die Begeisterung, die ideale Auffassung,\* und daher kommt der geringe Erfolg, daher keine vollständige Befriedigung, keine Begeisterung für das Werk bei dem Publikum. Freilich mag es den Darstellern viel Arbeit kosten, sich in die, dem bisherigen Opernschlendrian abholden Formen des Componisten hineinzufinden, allein wenn die äußern Schwierigkeiten schon so viele Anstrengung erfordern, wenn der Darsteller nicht weiß, was er mit dieser neuen Form beginnen soll, wie will da Ueberwindung der innern Schwierigkeiten eintreten. Wo liegt

\*) Auch die vierte Aufführung des Lohengrin: der wir bewohnten, und die im allgemeinen abgerundet war, zeichnete sich durch eine gewisse Mächtigkeit aus.

D. R.

in Herrn Wiedemanns Erscheinung der Zauber, den er auf seine Umgebung ausübt! Freilich wenn selbst die Darsteller die Absicht Wagners nicht zu fassen vermögen, wie soll dann von seinen Gegnern verlangt werden, daß sie nach einer so profaischen Aufführung dem Componisten Gerechtigkeit widerfahren lassen werden. Drum frisch auf alle, die Ihr dies Werk durchzuführen habt, laßt Euch durch Selbstgenügsamkeit nicht verhindern, zu einer genialen Auffassung und begeisterten Durchführung zu gelangen. „Ja,“ höre ich da die Künstler ausrufen; „du bist ein eitler Schwärmer, stell Dich an unsere Statt und sieh, wie wenig Du leisten würdest! wenn Du von Sängern und Schauspielern die Lösung solcher Aufgabe verlangst, so wäre ja unser Stand einer der schwersten! Ach, laßt uns nicht auf solche überspannte Forderungen hören!“ Allerdings, antwortete ich, ist der Schauspielerstand einer der schwersten; gut, daß Ihr endlich zur Einsicht kommt; wer heißt Euch, wenn Ihr zu nichts anderem Lust habt, zu diesem Stande überzugehen? Eure Trägheit, die meint, der Stand gebe nur Freuden, aber fordere keine Arbeiten. Ob Ihr auf mich hört oder nicht, ist mir gleichgültig, aber ich verlange von Euch, daß, wenn Euch die Aufgaben, die Ihr als Schauspieler lösen müßt, zu schwer dünken, Ihr die Bescheidenheit bewahrt habt, Würdigern Eure Stelle zu überlassen. Wann wird man dahin kommen, einzusehen, daß Schauspieler sein vielleicht das Schwierigste ist, daß ein Schauspieler der edelste, tugendhafteste, kurz der beste Mensch sein muß, damit das Theater im Staate die Stellung einnehme, die ihm gebührt, damit es den Nutzen und Segen schaffe, den diese Anstalt der Humanität spenden soll!

Es wäre noch manches zu sagen — ich will es jedoch hierbei bewenden lassen und weitere Erörterungen zu einer gelegneren Stunde aufsparen.

### Bücherschau.

**Die Pilger der Wildniß.** Historischer Roman von Dr. Johannes Scherr. Vier Bände. Tabor, 1853. Verlag von J. L. Kober. Leipzig, in Commission bei Th. Thomas.

Dr. Johannes Scherr, der Verfasser des vorliegenden Romans, hat sich auf manchem Gebiete, vorzüglich auf dem der Litteraturhistorie versucht und bewährt. Von seinen frühern belletristischen Arbeiten ist uns nur die „Graziella“ bekannt geworden, die bei ihrem Erscheinen vielfache Hin- und Widerrede erregt hat. Die „Pilger der Wildniß“ nun eine weit ausgespinnene Erzählung, unendlich reich an Episoden und auftretenden Perso-



nen gewinnen vorzüglichen, Antheil durch Zeit und Raum. Wir werden nach Nordamerika in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts versetzt, eine werdende Welt aber gewährt stets ungleich mehr Interesse, als eine in jeder Beziehung schon gestaltete und ausgeprägte. Schwerts Roman ist nicht uninteressant, stellenweis spannend und lebendig, stellenweis aber auch schleppend und alltäglich. Wo von Indianern die Rede (und dies ist begreiflicherweise kein kleiner Theil des Buchs), schmeckt man Coopersche Reminiscenzen. Im Ganzen scheinen uns die „Pilger der Wildniß“ allzusehr auf das Velibibliothekenpublikum berechnet.

Die Ausstattung ist besser, als man sie von österreichischen Verlagsartikeln gewöhnt ist. Herr Kober (auch Verleger der „Albums“) gehört überhaupt zu den Buchhändlern seines Vaterlandes, welche den norddeutschen Vorurtheilen gegen dasselbe in Bezug auf Poesie und Literatur kräftig entgegenarbeiten.

R. K.

**Der Parnas zu Braunschweig.** Historischer Roman in drei Büchern von Klendke. Götten. Paul Schettler. 1854.

Der als Literaturhistoriker und zugleich als Schöpfer eines neuen Genres auf diesem Gebiet bekannte Verfasser hat seiner „Louise Karschin“ in obigem bereits wieder einen neuen Roman folgen lassen von gleichem Werthe und noch größerem Interesse.

Derselbe zerfällt in drei Bücher und bezeichnet durch diese Abschnitte deutlich die verschiedenen Phasen, welche der Braunschweiger Parnas erlebte. Das erste Buch führt den Titel „die Akadier an der Deker“, das zweite „die Titanen“ und das dritte „der Abzug der Götter.“

Das ganze Werk umfaßt den Zeitraum von 1771 — 1789. Der fortwährende Schauplatz ist Braunschweig, das Collegium Carolinum in seinen Beziehungen zum Hof, seinem Einfluß auf alle größeren Kreise, und die Bürgerschaft im allgemeinen sein hauptsächlichster Gegenstand. Wir finden uns zuerst in jene sentimentale Epoche versetzt, die zum Theil die Professoren des Carolinum, besonders der trefflich geschilderte Ebert durch die Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken und andere thränenreiche Poesien veranlaßt hatten — jener weinerlichen empfindsamen Zeitrichtung, der das Vorbild des Werther, der junge Jerusalem und andere zum Opfer fielen, jene Richtung, die Lessing so scharf bekämpfte, wie er denn auch zuweilen auf diesem Schauplatz mit erscheint, so nach der Auführung der „Emilia Galotti“ und dann immer Schrecken selbst unter die ihm befreundeten Pro-

fessoren bringt. Im zweiten Buch sehen wir die Sturm- und Drangperiode heraufziehen und den Kampf der Extreme in der Literatur, bis sie gleichsam ihre Versöhnung im dritten Buch und im Schluß des ganzen Werkes in Schiller und seinem Freudeliende finden.

Wir erhalten so ein klares und immer wechselndes Bild dieser interessanten Zeit und ihrer literarischen Verhältnisse. Einzelne hervorragende Hauptpersonen sind auf das treueste gezeichnet, andere schon in wenig Pinselstrichen zu erkennen. So der Abt Jerusalem, Prinz Friedrich, Staatsrath Praun, Lessing, Justus Rösler u. a.

Wir empfehlen das Buch als geistvolle, anregende und historisch belehrende Lectüre allen Freunden einer solchen.

Die äußere Ausstattung ist sehr lobenswerth.

L. D.

**Anton Gregor.** Eine Erzählung von Th. König. Verfasser der „Reisebilder aus Ost und West“ und des „modernen Jesuitismus.“ Zwei Theile. Leipzig. Hermann Schulze. 1855.

Th. König gehört zu denen, die mit Glück und Erfolg das neuerdings viel angefochtene Feld des Zeitromans bebaut haben. Sein „moderner Jesuitismus“ hat bei der Kritik einen Beifall gefunden, der für den Werth des Buches bürgt.

Die vorliegende Erzählung aus der Gegenwart bewegt sich in ländlichen — wenn wir so sagen dürfen — bäuerlichen Kreisen. Der Held, welcher dem Buche seinen Namen gegeben, hat auf der Universität Bildung und moderne Weltanschauung gewonnen, für die er eifrig bemüht ist, Proselyten zu machen, zunächst dadurch, daß er eine Gefühlsbelebung, eine Erweckung des „Blicks des Verständnisses“ für die Natur unter seinen Standesgenossen (denn er ist Bauer geworden) versucht und wenigstens anbahnt. Treffliche Figuren sind unter andern der alte Gregor, der Bauer Rüstler und der Schriftsteller Karl Gottwalt. Die weiblichen Heldinnen Klara und Sophie scheinen uns wenig hervorragend. Es läßt sich überhaupt nicht verhehlen, daß der Geist und der sichtbare sittliche Ernst, mit dem die Erzählung geschrieben wurde, durch Trivialitäten und Abgeschmacktheiten stellenweis unleidlich unterbrochen wird. Th. König hätte hier gar oft einige Striche durch sein Manuscript machen können. Im allgemeinen aber gehört „Anton Gregor“ zu den guten Erscheinungen der Belletristik und läßt uns mit Erwartung fernern Arbeiten seines Verfassers entgegensehen.

Die Ausstattung ist eine elegante.

A. S.



## Feuilleton.

### Beitschwingen.

**Gäste auf dem Stadttheater zu Leipzig.** Frau Marie Beyer-Bürk, die genialste unsrer deutschen Darstellerinnen der Gegenwart, hat Leipzig vor einiger Zeit mit einer Gastrolle (leider als Jane Eyre in der „Waise von Lowood“) entzückt. Fräulein Marie Baumeister vom Hoftheater zu Hannover gastirte in Lustspielen und als Gretchen in Göthes „Faust“ mit ungetheilter, wohlverdienter Anerkennung. In der Oper sind wieder einige mißlungene Versuche zur Gewinnung einer Coloraturfängerin gemacht. Dagegen fand der junge Tenorist Herr Claus bei seinem Debüt (als Joseph im neueinstudirten „Jakob und seine Söhne in Egypten“ von Mehul) vielen Beifall. — Eine Fuhr vom Hoftheater zu Berlin wird gegenwärtig hier erwartet.

**Johannes Rathenow.** Schon vor einiger Zeit kündigten wir eine Tragödie von Robert Gieseke, dem bekannten Romandichter, an. Dieselbe ist gegenwärtig vollendet und führt den Titel: „Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin“. Dem Stoffe nach ist sie mit Alexis Roman: „der Roland von Berlin“ verwandt, die Charaktere dagegen sind durchaus neu und eigenthümlich. Man muß ihr auch in Bezug auf Bühnengerechtigkeit das günstigste Prognostikon stellen, und wir sehen mit Spannung dem Erfolg entgegen. Der Dichter hat sein Trauerspiel vor der Hand nur in literarischen und andern Freundeskreisen mitgetheilt.

**Scharzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach.** Auerbach hat soeben das Publikum mit dem vierten Bande seiner Dorfgeschichten überrascht. Wir haben uns bei dem Lesen desselben überzeugt, daß er seinen Vorgängern in nichts nachsteht, obwohl die Tendenz etwas divergirend von den frühern ist. Ohne uns auf die Kritik der einzeln Erzählungen einzulassen, nennen wir nur als ganz reizende Jollyn „Hopfen und Gerste“, „ein eigen Haus“ und „Erdmuth“, während wir im „Lehnhold“ dem düstern Elemente des Hauszwistes mit seinen tragischen Folgen begegnen. Es ist und bleibt ein Genuß, dem Dichter in seine Heimat und zu deren Menschen zu folgen.

**Noch einmal Siegelinde.** Redwitz christliches Drama „Siegelinde“ ist nicht allein von der Kritik des gesunden Menschenverstandes, sondern auch von den Anhängern und beredtesten Panegyrikern des Dichters verworfen worden. Bei Lesung des über alle Begriffe schwachen und verfehlten Produktes fiel uns eine hübsche Anekdote, welche

Theodor von Kobbe erzählt,\*) ein. Die Heidelberger Studenten nämlich taufte W. A. v. Schlegel spottweise: „Fräulein Schlegel.“ Diesen Burschenwitz für Redwitz zu adoptiren, dürfte nach der Siegelinde ganz zweckmäßig erscheinen.

**Ein Urtheil über Bernd von Gusek.** Einer unsrer thätigsten Mitarbeiter schreibt uns über Bernd von Gusek (Gustav von Bernek), der zu den thätigsten und bekanntesten Novellisten der Gegenwart gehört: „Die Geisteserzeugnisse dieses beliebten Autors erwecken in mir jedes Mal das Bild eines feurigen, aufstrebenden Mannes, der mit hellen Blicken die Welt durchleuchtet und jeder interessanten Figur, die ihm auf der Lebensreise begegnet, seine Huldigung widmet. Solch ein Mann träumt wenig — er schafft, er glüht, er brennt! Aber es ist alles ein flüchtiges Handeln des Augenblicks, es ist alles wie ein rauschend dahinfließender Strom, der abläuft, ohne Spuren zu graben. Guseks Schilderungen sind lebhaft, sie fesseln, dringen in uns, sie wecken das Interesse für seine Bildungen. Er selbst zerstört jedoch diese Wirkungen. Er schließt weder den Charakter psychologisch fest ab, noch motivirt er den Schluß der Handlung sicher genug, um dem Leser die Befriedigung zu bieten, die er von einer solchen Lectüre heischt. Mit leichten Strichen giebt er den Seelenzustand seiner Charakterbilder an — dies gelingt ihm bisweilen überraschend schön — aber er verfällt in den Fehler: die Contouren seines Sujets niemals scharf zu punktiren, sondern es in dem verschwimmenden Halbdunkel der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit fortzuführen bis zum Schlusse, der nie ein Schluß ist. Der Eindruck des Ganzen muß darunter leiden — er verfliegt spurlos. Wir glauben nicht, daß es die Absicht des Schriftstellers sein wird, solche Resultate zu erzielen, deshalb haben wir offen unsere Meinungen über die Dichtungen eines Autors ausgesprochen, dem wir im allgemeinen unsere Anerkennung zollen.“

\*) Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel von Th. v. Kobbe. Zwei Bändchen, Bremen, 1840.

### Vermischtes.

**Treffender Ausspruch.** Johannes Mindewitz sagt in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen literarischen Nachlasse Platens: „die Musik, die sonst so heilsam wirkt, die Herzen rein stimmt und



das Ohr für jeden Wohlklang empfänglich macht, beginnt in unsern Tagen durch das Uebermaß, mit welchem sie in den deutschen Städten begünstigt wird auf die Erfolge der Dichtkunst Schatten zu werfen. Tag und Nacht tönen die Instrumente in den Häusern der Bürger, sodaß die Musik fast die menschliche Sprache verdrängen zu wollen scheint. Der Kenner freilich versteht ein gutes musikalisches Kunstwerk genauer und faßt es tiefer auf als die gewöhnlichen Hörer und Spieler; für ihn haben die Töne etwas Begreifliches und den Geist Durchleuchtendes. Wie wenige aber bringen es zur Kennerchaft, und schon Lessing hat bemerkt, daß die viele Musik den Kopf verdumme. Wir sehen nämlich, daß es den alltäglichen Klimperern bequem dünkt, die Seele in Schlummer zu wiegen; sie gewöhnen den Geist an Trägheit, sie fliehen das Nachdenken, das aufregt, und wohl einige Mühe beansprucht. Die Folge davon ist, daß das Uebermaß ungewisser und schwankender Tonwogen, die beständig ihre Ohren umsummen, den betäubten Verstand immer mehr abstumpft und dem geistigen Reize des Wortes die Pforte verschließt."

**Athen.** Athen, im Jahre 1834 eine Stätte des Ruins, ist wie ein Phönix aus der Asche entstanden, seit es eine königliche Residenz geworden ist. Ueber die steilen Ufer des Ilissus ist eine schöne Brücke geschlagen, und zehn andre Brücken fördern die Communication in verschiedenen andern Theilen der Stadt und in deren Nachbarschaft. Die alten Aquaducte sind ausgebessert worden und damit ist eine reichlichere Wasserversorgung beschafft. An die Stelle der zerstörten türkischen Brunnen sind andere, neu und schön, aus Marmor gekommen. Die Straßen sind besser erleuchtet, und, was sehr Noth that, macadamisirt worden. Außerhalb der Stadt sind Hügel demolirt, Tiefen ausgefüllt, und neue Landstraßen angelegt worden, von welchen die Königin diejenige, die nach Phaleron führt, zu beiden Seiten mit Bäumen hat bepflanzen lassen. Der Bau der Metropolitankirche wird mit einer größeren Lebhaftigkeit betrieben und nähert sich der Vollendung. Kurz, der Friede und eine geregelte Regierung haben sich als ersprießlich erwiesen.

**Die Indianer Nordamerikas.** Die Zahl der rothen Urbewohner von Nordamerika ist bis auf 400000 zusammengeschmolzen, von welchen ungefähr 18000 in dem Bezirk östlich des Mississippi, d. h. auf dem organisirten Gebiete der Union ein klägliches Leben fristen. Jetzt ist, den W. News zufolge, die amerikanische Regierung bestrebt, die armen Indianer, die seit Jahren auf den ihnen im fernen Westen angewiesenen Ländereien gelebt haben, abermals zu delogiren, weil durch

sie die Emigranten behelligt werden sollen, die sich landwärts nach Californien begeben.

**Zur Geschichte des Kaffees.** Der Kaffee als Getränk ist in Aethiopien schon seit vielen Jahrhunderten bekannt, im Orient aber erst im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert allgemeiner in Gebrauch gekommen. Sein die Einbildungskraft belebendes und das Schaffen geistiger Gebilde beförderndes Vermögen trat in einer Zeit, wo sein übermäßiger Genuß jener Wirkung noch nicht so bedeutenden Eintrag gethan hatte, als es jetzt größtentheils der Fall ist, so auffallend hervor, daß die ersten Kaffeehäuser in Constantinopel „Schulen der Erkenntniß“ genannt wurden, und dadurch die Aufmerksamkeit der hohen Polizei auf sich zogen. In den Kaffeehäusern versammelten sich bei dem Genuße eines Trankes, der das Gefühl eines eigenthümlichen Wohlbehagens und erhöhter körperlicher und geistiger Kraft erzeugte, Dichter und Weise, um anregende Gespräche zu führen; sie bildeten den Mittelpunkt einer Art öffentlichen Lebens, wie es eine Despotie nicht brauchen kann, wenn der Geist dabei weiter geht, als auf die Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses. So erscheinen denn die Kaffeehäuser als staatsgefährlich und wurden von Murad II. aus demselben Grunde geschlossen, der zu der gleichen Maßregel auch in London im siebzehnten Jahrhundert führte. Als fast unentbehrliches Lebensmittel kommt der Kaffee in Europa erst mit dem Ende des verfloßenen Jahrhunderts vor; und mit diesem allgemeinen Gebrauche ist denn auch seine staatsgefährliche Nebenwirkung verschwunden, zumal er nunmehr in dem Haushalte der modernen Staaten einen so bedeutenden Handels- und Finanzartikel bildet, daß er dadurch am besten vor übler Nachrede gesichert erscheint.

#### Briefkasten.

Herrn E. M. in Halle. Besten Dank. Für einige Aenderungen bitten wir um Verzeihung. Weitere Beiträge sollen willkommen sein — Herrn Dr. D. L. in Leipzig. Ihre Musestunden erhalten Sie demnächst zurück. — Herrn H. D. in Leipzig. Schüz, Hesse und Raumann haben ihrer Auferstehung! — Herrn E. R. in München. Erhalten. Vergessen Sie gefälligst die „fränkischen Skizzen“ nicht! Herrn E. F. in Magdeburg. Das betreffende Curiosum soll sehr willkommen sein. — Fr. M. W. im Freienwalde. Sie sind sehr schweigsam. — Herrn F. G. in Cottbus. Erhalten. Eine ähnliche Sendung erfolgt demnächst. Wegen des betreffenden Gedichts habe ich mir eine kleine Milderung erlaubt. — Herrn W. W. in Dresden. Schreiben Sie bald. Wir haben nichts über Mozarts Idomeneus gebracht, um Ihnen Raum zu lassen. — Fr. E. D. in Weissen. Erhalten. Ich schreibe Ihnen bald. — Alle Einsendungen durch Post sind an die Red. der Abend-Zeitung (Buchdruckerei von Fr. Rückmann) zu machen.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.